Beiträge zur Literaturgeschichte, 18

Ulrich Braeker,
der arme Mann im Tockenburg

WILBRANDT

PT
35
B44
v.18

Digitized by Google

OHIO STATE UNIVERSITY.

Beiträge

zur

Literaturgeschichte.

Heft 18.

Herausgeber: Hermann Graef.

Beiträge

zur

Literaturgeschichte.

Heft 18.

Herausgeber: Hermann Graef.

Ulrich Braeker, der arme Mann im Toggenburg.

von

Adolf Wilbrandt.

Leipzig 1906.
Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

PT 35
T344
v. 18

Alle Rechte nach dem Geſetz über das deutſche Urheber- und Verlagsrecht vom 19. Juni 1901 vorbehalten.

Gedruckt bei Paul Sauer in Weimar.

Ulrich Breaker, der arme Mann im Tockenburg.

Ich glaube, es ist nicht vielen Deutschen bekannt oder bewußt, daß beinahe um dieselbe Zeit, in der Goethes Prosa sich im „Werther" zu ihrer höchsten Jugendblüte entfaltete, weiter oben im alemannischen Gebirg, in dem Schweizer Thal, das Tockenburg oder Toggenburg genannt wird, ein ungebildeter, hart um das Dasein kämpfender Weber sich zu einem Schriftsteller emporrang, den man ruhig neben Goethe nennen kann, ja vielleicht steht als Prosadichter niemand dem jungen Goethe so nahe wie er. Ulrich Braeker heißt er; eines ewig blutarmen Mannes Sohn, selber arm bis zum Tod. Es war aber eine Begabung in ihm, die man immer anstaunen muß, schwer begreifen kann. Er hatte alle Eigenschaften des Dichters, nur Erfindung fehlte; von den Tönen, die unsere ganze Natur mit Kunst ergreifen, hat ihm vielleicht keiner gefehlt. Mitten in musenlosester Umgebung, in allen Bitternissen widerwärtigster Not, in selbstbildender, unberatener Einsamkeit, gewinnt er einen solchen Reichtum an Stimmungen, Vorstellungen, Empfindungen,

106582

einen ſo hohen, unzerſtörbar freudigen Lebensſinn, eine ſolche Stufenleiter von Ausdrucksmitteln, daß man gerührt und beſchämt vor dieſem Naturwunder ſteht. Zuweilen, durch irgend ein angeleſenes Gefühl fortgetragen, zieht er wohl an einem fremden, kunſtmäßigen Geläut; im nächſten Augenblick kehrt er zur Natur zurück. Das Kleinſte geht ihm ans Herz; zum Größten ſtrebt er. Kein Menſch hat lebendiger erzählt als er. Eine der ſchönſten Erſcheinungen in der deutſchen Literaturgeſchichte; eine allerhöchſte Bekräftigung und Beſtätigung, daß die große Zeit unſerer Poeſie aus der Urkraft unſeres Volkes hervorgegangen iſt.

„Kennen Sie den ‚armen Mann im Tockenburg'?" hab ich wie oft gefragt; Männer und Frauen von hoher Bildung, von allerlei Art. Die Antwort war faſt immer: „Wer iſt das?" Und doch kann man von dem Wenigen, das wir von ihm haben, das meiſte für vierzig Pfennige kaufen, in der ſo viel geleſenen Reclamſchen Univerſalbibliothek. Schon im achtzehnten Jahrhundert hat ihn Füßli in Zürich, im neunzehnten haben ihn Scheitlin und Bülow gedruckt. Er hat Leſer, Freunde gefunden, auch Bewunderer; immer iſt er wieder vergeſſen worden; auf ſeinen eigentlichen Platz in unſerer Geſchichte hat ihn noch niemand geſtellt. Darum hat es mich oft hingeriſſen, in dieſer oder jener Geſellſchaft, die nichts von ihm wußte, mit ſo viel Lobpreiſung und Begeiſterung zu ſprechen, daß ich mich hinterdrein wohl fragte; Haſt

du in deinem Feuereifer, wie ein Ausgraber des Verſchütteten, nicht zu viel geprieſen? Wenn die andern, die aufgeſtachelten, ihn nun leſen werden, werden ſie nicht ſagen: Nun ja, recht hübſch, aber warum übertreibt er ſo? — Dann hab' ich wohl zu Haus den „armen Mann" wieder zur Hand genommen und hier und da aufgeſchlagen und gleichſam mit dem Ohr dieſer andern hineingehorcht. Zuletzt bin ich lächelnd beruhigt und neu gerührt wieder aufgeſtanden. Nein! Ich ſage nicht zu viel von ihm. Er iſt ein Phänomen, ein Einziger, Unvergleichlicher. Er war kein Fabulierer, kein Fruchtbarer wie Hans Sachs, aber zehnmal mehr Poet. In dem kleinen Schatz, den er uns hinterlaſſen hat, ſind Perlen und Rubinen.

„Tockenburg" wird das Tal der Thur in ihrem oberen Lauf, im Kanton St. Gallen genannt; dort, im Bergweiler Näbis, nicht weit von Wattwyl, kam Ulrich Braeker am 22. Dezember 1735 zur Welt, faſt ſieben Jahre nach Leſſing, nicht vierzehn vor Goethe. Als erſter Sohn eines unternehmenden, heißblütigen, aber nie vom Glück getragenen Viehbauern und Salpeterbrenners geboren, aus einem armen, ungelehrten, aber redlich, auch fromm ſich durchſchlagenden Geſchlecht, hat er früh dem Vater bei allerhand Hantierung zu helfen, bald auch als Geißbub, dann als Knecht, zu Haus oder unter anderem Herrn. In die Schule kommt er nur wenige Wochen; aber wie der Vater lieſt er gern und fleißig, vor allem die Bibel und fromme Bücher, die der Tag hervorbringt.

Dann als langer, ſtattlicher, hübſcher Burſch gewinnt er wohl manches weiche Herz, wird aber ſelber, ahnungslos, von einer weltbewegenden Macht gewonnen: nach Schaffhauſen gelockt, wo preußiſche Werber des großen Friedrich ihr Weſen treiben, kommt er zu einem von ihnen, ſcheinbar als Lakai, führt ein fröhlich Leben, wandert endlich mit preußiſchen Soldaten nach Berlin, wo er erfährt, daß er zu Friedrichs Rekruten gehört. Zu Tode erſchrocken, machtlos, hilflos, zuletzt vorderhand reſigniert, zieht er mit in den beginnenden Siebenjährigen Krieg, noch nicht einundzwanzig Jahre alt; ſieht das gefangene ſächſiſche Heer bei Pirna, marſchiert nach Böhmen hinein; mitten in der Schlacht bei Lowoſitz aber, während die Preußen ſiegen, brennt er durch (wie er ſich's lange vorgenommen) und mit anderen ſeinesgleichen findet er bei den Öſterreichern Zuflucht und Freiheit. Er kommt in die Heimat zurück, ins „geliebte, ſüße Vaterland". Er tagelöhnert wie der Vater, fängt einen kleinen Garnhandel an, heiratet, in ſeiner Armutsnot mehr der Vernunft als den Sinnen und dem Herzen folgend, zeugt mit ſeiner „tüchtigen", braven durch und durch poeſiefremden Xantippe Kind auf Kind, webt, handelt, träumt, lieſt, phantaſiert; kurz, er führt das Leben eines zum Dichter geborenen Habenichts, der, redlich arbeitend, wenig erreichend, oft leichtgläubig, oft betrogen, bald im Elend verzagt, bald ſich eine Welt von Luftſchlöſſern bauend, von ſeiner keifenden Hausehre immer gemeiſtert, nie an

ſeinem Gott verzweifelnd, ſich durch gute und böſe Jahre wie ein vielgekrümmter Fluß durch ſein Engtal hinwindet: bis er endlich, noch nicht dreiundſechzig Jahre alt, in Gottes Schoß zurückkehrt, als deſſen Kind er ſich ſein Leben lang in immer reinerer und verklärterer Frömmigkeit gefühlt hatte.

Er hatte aber auch den Dichter in ſich gefühlt, ſchon ſeit vielen Jahren. 1768, zweiunddreißig bis dreiunddreißig Jahre alt, noch immer unbekannt mit den großen Meiſtern, vor den Widerwärtigkeiten ſeines Lebens zu „jener elenden Frömmelei“ flüchtend, wie er ſelber es ſpäter nennt, „die uns weder im Leben noch im Sterben wahren Troſt gewährt,“ begann er zunächſt, wie ein Bußprediger „Vermahnungen an ſich und die Seinigen“ und überſittlich verurteilende Selbſtbekenntniſſe zu ſchreiben. Nach und nach — immer noch in innerſter Einſamkeit — erwachte er zu einem freieren, geſunderen Verſtehen der Welt, kehrte zu ſeiner lebfriſchen Jugend zurück; verſuchte ſich auch in Verſen aller Art, doch immer noch moraliſierend, grübelnd, nüchtern, kaum erſt vom Fittig der Poeſie am Ellbogen geſtreift. 1770 fing er an, ein Tagebuch zu ſchreiben, ſein dürftiges Leben mit Betrachtungen zu begleiten, auch wohl durch Luftſchlöſſerbauen aufzuheitern, durch ein tieferes, innigeres Verhältnis zu Gott zu verklären und jenen Naturſinn in ſich auszubilden, der allmählich ſeine ſchönſte Kraft und ſein Goethe-Ähnlichſtes werden ſollte, auch ſein holdeſter Troſt. Während in ſeinen Verſen der trockene Ver-

ſtand Meiſter blieb, bis ſie ganz vergingen, wuchs in ſeiner Proſa, Gott weiß wie, dieſer ganz eigene Duft heran, der ſeine entbauerte Seele, ſeinen geadelten Geiſt zu den wirklichen Poeten geſellt. Er ward ein Dichter und wußte es nicht. Er lernte ohne Lehrer ſeine Gefühle und Gedanken formen, wie der Bildner Wachs und Ton. Er gewann die Kraft, „zu ſagen, was er leide"; ſo zuerſt im September 1771 — damals hatte Goethe den „Götz" in ſeiner erſten Geſtalt geſchrieben —, als Uli Braekers Erſtgeborener, ſein Söhnlein Johann Ulrich, neun Jahre alt, geſtorben und begraben war:

„O, mein Sohn, mein liebſter Sohn!" ſchreibt er in ſein Tagebuch (nach Bülows Abdruck). „Meine erſte Kraft und meine Luſt! Überall erblickte ich in dir mein Bildnis, mehr als in allen meinen Kindern, ſowohl im Guten, wie im Böſen. Du mußteſt meine Sünden und Gebrechen in deinem kurzen Lebenslauf an dir heruntragen. Erſt in den Tagen, da dich Gott auf das Krankenbett legte, zeigte es ſich, wie nah du mir an das Herz gewachſen warſt. Das Herz brach mir, wenn ich aus deinem Mündchen hörte, daß du dich vor dem Tode fürchteteſt, wenn ich ſah, wie dein junges Leben vor dem Grab erzitterte, wie du Gott verſprachſt, du wollteſt recht tun und Vater und Mutter gehorſam ſein, wenn er dich wieder geſund werden ließe. Ich muß in Tränen zerſchmelzen, wenn ich deine Schmerzen ſehe, wenn du Tag und Nacht keine Stunde Ruhe hatteſt. Wie ſchmerzlich fiel es mir,

wenn ich die erblaßten, eingefallenen Wangen deines ausgemergelten Totenkörperleins küßte und du hinwieder mich küßteſt. Mein Herz will mir brechen, wie ich dich immer Ätti (Vater) rufen hörte und du deine eiskalten Händlein nach mir, nach deiner Mutter und Großmutter, nach deiner Baſe, auch nach deinen zwei kleinen Schweſterlein ausſtreckteſt, und wir dir verſprechen mußten, dir alle zu Gott in den Himmel nachzukommen. Wie du mich noch in deinem letzten Todeskampf friſch anfaßteſt, auf dein kaltes Angeſicht zerrteſt, mir mit deinen Händlein über die Backen ſtrichſt und ſchon mit ſtammelnder Zunge: ‚Ach, mein lieber Ätti!‘ ſagteſt. Wie du nach Waſſer lechzteſt, da du nicht mehr reden konnteſt! O Schmerz meines Herzens! Ich ſehe deinen Leib nach und nach erkalten, das liebe Herz brechen, dich deine Augen ſtellen, mit dem Tode ringen, deinen Mund ſich krümmen, deine Hände ſich vor der Bitterkeit des Todes winden.

„O mein allerliebſter Sohn! Gott hat deine Seel' auf meine Seele, dein Herz auf mein Herz gebunden. Jetzt ſchneidet er's ab. O, wie gibt es dir und mir Schmerzen! Jetzt fährt dein unſterblicher Geiſt zu ſeinem Urſprung und verläßt ſein zerbrechliches Hüttlein.“

Die nächſten Jahre brachten kein großes Leid und keinen mächtigen Antrieb, wie dieſer war. Während jenſeits des Rheins, zu dem Ulis Thur hinunterfloß, im frühlingshaft aufblühenden Deutſchland die Knoſpen ſprangen, Goethes „Werther“ 1774

wie ein Wunder aufging, hockte der „arme Mann“ in ſeinem Winkel, von dem großen Feſt da draußen gleichſam ausgeſchloſſen, wohl kaum noch ahnend, daß er gefeiert ward, und bildete meiſterlos langſam an ſich weiter, durch die gemeine Not des Lebens oft zurückgeworfen, oder nicht mehr weit von dem Ausweg, den ſich Werther wählte. Erſt im April 1776 hören wir endlich den vollen Ton, der den Uli Bracker zum Dichter der geliebten Natur, zu einem der hohen Prieſter des Naturgefühls, der Naturſeligkeit machte, und der nun wieder und wieder bis zu ſeinem Tod, ja noch im Todesgefühl erklingt:

„So iſt ſie hin, dieſe angenehme, liebe Woche!*) Aber ſie wird mir noch lange im Andenken bleiben. Meine Geſundheit war nicht ſo feſt, und der Arbeit ziemlich viel. Aber was hinderte es, das Reizende der ſich neuſchaffenden Natur zu empfinden. Die kleinen Pauſen ſind nur deſto ſüßer; deſto lieblicher die Strahlen der alles belebenden Sonne, die auch zu mir in meinen Webekeller drang! Mich, auch mich haſt du zu neuem Leben erweckt. Großes All! ich höre deine Stimme, deine mächtige Stimme in der ganzen Natur. In den Wolken hör' ich ſie mit fürchterlichem — nein! mit entzückendem, die tote Erde erſchütterndem Rollen, alle ihre verborgenen Schönheiten hervorzutreiben. Wenn dann ſo an einem Morgen das Licht des Tages erſcheint, der Tau noch

*) Tagebuch vom 21. April; in Füßlis Abdruck.

auf den jungen Gräschen ruht; wenn unſer enges Tälchen vom Jauchzen und Singen aller Bürger der Lüfte und Haine erſchallt; wenn die Knoſpen der Bäume ſich öffnen und ihre holde Blüte aufgeht und jedem neuen Tag neue Wunder entſprießen, wem ſollte nicht das Herz vor Wonne hüpfen! — Jetzt geht die Natur an ihr Tagewerk, und ich an das meinige. Dann ruft mich nach dem beſcheidenen Mahl das ſanfte Liſpeln des Mittaglüftchens auf jenen Hügel, ein Weilchen auszuruhn; und mit neuer Munterkeit kehr' ich wieder nach meiner Arbeit zurück, bis zum Untergang der Sonne. Dann ſpring' ich heraus, ihre letzten holden Blicke zu empfangen. Trauriger Abſchied, wenn es der letzte ſein ſollte! Aber nein! Morgen ſeh' ich euch wieder, geliebte Strahlen, und immer heller und immer holder! O du Ausfluß des nie geſehenen Lichts des großen Alls! — Aber noch lange fällt dein Schimmer in unſer Tälchen, bis du keine Berge mehr beglänzeſt; und die Dämmerung winkt mir immer noch einmal hinaus."

In demſelben Jahre 1776 begann auch ſonſt für Braeker eine neue Zeit: er wurde Mitglied der „Moraliſchen Geſellſchaft" in dem benachbarten Städtchen Lichtenſteig und gewann damit das Recht, in der kleinen Bücherſammlung dieſer Geſellſchaft ſeinen Bildungshunger zu ſtillen. Hundertfach darum angefeindet, verhöhnt, „verachtet", von ſeiner Frau mit „Feuer und Flammen" angeſpieen, von ſeinen Gläubigern deſto grauſamer verfolgt, ließ er ſich doch dieſes rettende

Lebensglück nicht nehmen und ſog nach und nach, in ſechzehn Jahren, all den alten und jungen Saft in ſich ein, der aus dieſem Bücherwald floß. Er lernte die Altfränkiſchen, Gellert, Hagedorn, Rabener, er lernte die Jugendwerke der großen Erneuerer kennen, ſo auch Götz und Werther, den Werther, den er mehrmals in der Erinnerung an ſeine furchtbaren Verſuchungen erwähnt, ebenſo zu enden. Er las fremde Dichter, wie Molière, Goldoni, Holberg; er vertiefte ſich in Geſchichtswerke aller Art, in Mendelsſohn, Peſtalozzi, Möſer, in den Koran und Linné. Aus dem Geisbuben und Tagelöhner, der bis zum ſechzehnten Jahr faſt ohne allen Unterricht blieb, ward zuletzt ein wohlunterrichteter Mann, der zu dem Vielen, das er mit weit offenen Augen im Buch der Natur geleſen, dieſe neuen Schätze legte.

Einer aber war ſein größter Schatz, einen hat er wie einen Halbgott über alle verehrt, geliebt, ſechzehn Jahre lang nie aus ſeiner Hütte gelaſſen, obwohl er ihn nur aus der Lichtenſteiger Bücherei entleihen, nie erwerben konnte: den, der ihm ſcheinbar fremder als alle die andern, dem er in keiner Art nachzueifern geſchaffen war, William Shakeſpeare. Wie er in dieſem Dichter lebte, dafür gibt es ein rührendes, wunderbares Zeugnis, das Eduard von Bülow uns gerettet, in ſeine Ausgabe von Braekers Schriften aufgenommen hat: ein Büchlein Namens: „Etwas über Shakeſpeare“, beim Leſen von Shakeſpeares Dramen offenbar nach und nach entſtanden. Es ſind

Ergießungen, nicht Kritiken; über jedes dieſer Dramen eine Unterhaltung mit ſich oder dem Dichter; zumeiſt ohne techniſchen Kunſtverſtand, zuweilen mit einer Art von Kinderſinn, oft mit einem Feinſinn oder Tiefſinn, der ſtaunen macht. Über einige der geringeren Werke — er wußte nicht, daß es Jugendwerke oder gewiſſermaßen Gelegenheitsdichtungen waren — urteilt er mit reinſtem ſicherſtem Gefühl; die gewaltigen, wie Coriolan, Julius Cäſar, König Lear, Hamlet, reißen ihn zu feuriger Beredſamkeit oder liebevollſter, tief verſtehender Bewunderung hin. Ein mitdichtender Dichter ſpricht: aufrichtig, dankbar, redlich kopfſchüttelnd, dann emporſchauend wie zu den Sternen. Wie er ſpricht, zeige die folgende, ſeine Empfindungen zuſammenfaſſende Entladung:

„Großer Genius, göttlicher Dichter! Du übertriffſt alle deinesgleichen. Alle Dichter, alle Schriftſteller, Menſchenkenner und gelehrte Schwätzer müſſen vor dir verſtummen, alle Phyſiognomiker mit ihren läppiſchen Schlüſſen erblinden. Kein Härchen entgeht deinem durchdringenden Blick; nie wird man müde, deine Gemälde zu beſchauen, und bei jedem ſagt man: Das iſt das ſchönſte! Unter Tauſenden wollt' ich deine Züge und, wenn ich blind wäre, deine Geſchöpfe unter Tauſenden am Ton erkennen. Tauſend Menſchenmacher machen ſolche, die nirgends unter der Sonne da ſind: mißgeborene, verſtümmelte, geblezte Kreaturen, von zuſammengerafftem Stoff. Du ahmſt der Natur nach, und wer trifft ſie wie du! Wo iſt der Anatom,

der ſo zergliedert und ſo weiß, in welchem Winkel die Krankheit ſteckt, jedes Fieber am rechten Ort findet und ihm den rechten Namen gibt? Unſterblicher William! Du haſt mir mehr geſagt, als alle Bücher der Welt mir ſagen konnten, du haſt mich in die Geſellſchaft deiner Geſchöpfe geführt, wo ich mehr hörte als in allen Geſellſchaften der halben Welt. Deine Perſonen haben die zierlichſte Sprache, alle Ausdrücke von dir gelernt, und reden doch der Natur gemäß, verfehlen ihres Standes und ihrer Lage nie. Du haſt mich böſe, zornig, ergrimmt, oft faſt raſend gemacht, du haſt meine Bruſt aufgeriſſen, in Mitleid ſchmelzen laſſen, haſt mich traurig, betrübt, melancholiſch gemacht und alles wieder geheilt. Du haſt mich ergötzt, luſtig und fröhlich geſtimmt, ſo daß mir tauſend Stunden wie der angenehmſte Traum verſchwanden. Du biſt mein Arzt. Wenn Sorgen und Unmut meinen Geiſt umhüllen, traf ich in deiner Geſellſchaft Leute an, die mir ſo treffend ans Herz redeten und allen Gram wegpredigten, Leute, die den geheimſten Schmerz von der Bruſt wegſcherzten, und mich geſund und mutig machten. Haſtig beſorgte ich meine Arbeit, dann flog ich wie ein Pfeil auf die Bühne, um auf die ruhevollſte Art den lehrreichſten Szenen zuzuſchauen. Halbe Nächte verſchwanden wie Minuten, und kein Schlaf kam in meine Augen. Jakobs Dienſt um Rahel konnte nicht ſo geſchwind und anmutiger vorbeifließen, als mir die Zeit bei deinen Spielen, wenn deren auch noch Tauſende wären.

Andere Schwätzer, die neu und gelehrt ſein wollten, ſchläferten mich ein. Das haſt du nie getan, du immer munterer Geiſt; du läßt immer erwarten und betrügſt nie. Nie wird man müde, dich reden zu hören."

* * *

Hier könnte ich nun ſchließen, wenn ich ſonſt nichts wollte, als was die Hauptſache iſt und mein inniges Verlangen war: den Leſer mit Ulrich Braeker bekannt zu machen, ihm mit anfeuernder Wärme zu ſagen, zu predigen: lies ihn ſelbſt, laß dich von ihm reicher machen, hab' deines Herzens Freude an ihm!

Ich muß aber noch das Tragiſche in Braekers Dichterſchickſal berühren: daß wir ſeine Schriften nicht in ihrer urſprünglichen Geſtalt beſitzen, ja daß vielleicht keine Seite ganz genau ſo gedruckt worden iſt, wie er ſie geſchrieben hat.

In den Jahren ſeiner Reife, 1781 und weiter, verfaßte er eine Geſchichte ſeines Lebens, die er hernach ſeinem Seelenhirten und begönnernden Freund, dem Pfarrer Martin Imhof zu Wattwyl, nebſt andern Werken ſeiner Feder zu leſen gab. Imhof, mit dem wohlwollenden, doch nur halben Verſtändnis, das die „Bildung" des Studierten in ihrer herablaſſenden Förderung für das Selbſterkämpfte eines genialen Unſtudierten zu haben pflegt, ſchrieb im Dezember 1787 an H. H. Füßli, den Inhaber der Buchhandlung Orell Geßner Füßli u. Comp. in Zürich: „In einem der abgeſondertſten Winkel des ſo wenig bekannten

und oft verkannten Toggenburgs wohnt ein braver Sohn der Natur, der, wiewohl von allen Mitteln der Aufklärung abgeschnitten, sich einzig durch sich selbst zu einem ziemlichen Grade derselben hinaufgearbeitet hat. Den Tag bringt er mit seiner Berufsarbeit zu; einen Teil der Nacht, oft bis in die Mitte derselben, liest er, was ihm der Zufall oder ein Freund oder nun auch seine eigne Wahl in die Hände liefert — oder schreibt auch seine Bemerkungen über sich und andre in der kunstlosen Sprache des Herzens nieder. Hier ist eine Probe davon. Finden Sie solche dem Geschmack Ihres lesenden Publikums angemessen, so sei Ihnen der freie Gebrauch davon überlassen. — Nicht allen behagen gleiche Gerichte; und so, denk' ich, dürfte diese Darstellung der Schicksale und des häuslichen Lebens eines ganz gemeinen, aber rechtschaffenen Mannes mit allen ihren schriftstellerischen Gebrechen dem ein und andern schweizerischen Leser des „Museums" wohl so willkommen und vielleicht auch ebenso nützlich sein, als die mit Meisterhand entworfene Lebensbeschreibung irgend eines großen Staatsmannes oder Gelehrten."

In dieser Art von Anempfehlung kam Ulrich Braekers Lebensgeschichte auf den Markt hinaus; von der „Meisterhand", die sie geschrieben, hatte der wohlmeinende Gönner nichts gespürt. „Mit allen ihren schriftstellerischen Gebrechen", sagte er; und wie wenige Schilderungen aus dem eignen Leben gibt es auf der Erde, die an Frische, Natur, Anmut, Poesie mit

Ulrich Braekers Werk zu vergleichen ſind! Wie er ſeine Geißhirtenjahre, wie er ſeine Liebe zu Ännchen erzählt, das iſt des größten Künſtlers würdig. Aber alles lebt. Alles blüht auch. Oft reißt uns eine dramatiſche Kraft mit ſich fort. Und ein Wunderding zum Kopfſchütteln iſt, wie ein Menſch, in dem keine kriegeriſche Ader lebte, die Lowoſitzer Schlacht beſchrieben hat, in der er deſertiert.

Die Wirkung auf „den ein und andern Leſer“ blieb denn auch nicht aus; Füßli teilte 1788 im „Schweizerſchen Muſeum“ das erſte Probeſtück mit, das, wie er ſelber erzählt, „auch unter den verſchiedenſten Klaſſen von Leſern allgemeinen Beifall fand.“ „Man mochte die einander ziemlich ſchnell gefolgten Fortſetzungen kaum erwarten; niemals wurde auch die geſpannteſte Neugierde getäuſcht, und jedesmal nach dem Verfolge lüſterner gemacht.“ Ermutigt durch dieſen Erfolg gab Füßli 1789 das Ganze als Buch heraus, unter dem Titel: „Lebensgeſchichte und Natürliche Abentheuer des Armen Mannes im Tockenburg“. 1792 ließ er eine Auswahl aus Braekers Tagebüchern folgen, als „zweiten Teil der ſämtlichen Schriften des Armen Mannes im Tockenburg“; er hatte darin die Tagebücher von 1770 bis 1782 benutzt.

Aber der Schriftſteller, Lehrer und Staatsmann Füßli, ſich als einen Vertreter der höchſten Bildung fühlend und mit Aug' und Ohr für geniale Naturkraft nicht verſehen, hielt für ſeine Aufgabe, den ihm anvertrauten Schriftſteller erſt gleichſam weltfähig,

lebensfähig zu machen; nicht nur indem er Unreifes zurückließ, Auswüchse wegſchnitt oder ſonſt mit ſchonender Feile nachhalf — wofür man ihm nur hätte danken können — ſondern ungefähr wie ein Vater, der in das ſchriftliche Stammeln ſeines Kindes hineinbeſſert. Er „ſtand ſelbſt nicht an," wie der ſpätere Herausgeber Eduard Bülow aus eigner vergleichender Anſchauung bezeugt, „wo es ihm gutdünkte, Füßli'ſche Anſichten und Urteile Braeker unterzuſchieben." Wie naiv er dieſes väterliche Geſchäft betrieb, zeigt eine Anmerkung, die er im „zweiten Teil" (S. 98) zu einer Stelle aus Braekers Tagebuch vom Jahr 1779 macht. Dort ſetzt er einen Teil des Textes, man weiß zunächſt nicht warum, in Anführungszeichen; unten merkt er dann dazu an: „Ich mache mir ein bedächtliches Vergnügen daraus, dieſe Stelle, in die Proſaſprache unſrer neueren Romanſchreiber und Dichter ganz unüberſetzt, lediglich ihrem guten Geſchicke zu überlaſſen." Wie kräftig, wie zopfig überlegen lächelnd er ſonſt oft „überſetzt" haben mag, ahnen wir aus denjenigen Stücken von Bülows Ausgabe, wo ihm dieſelben Handſchriften wie dem Füßli zu Gebote ſtanden, und wo Bülows Braeker nicht nur kürzer oder breiter, ſondern zuweilen auch ganz andern Wortlauts iſt.

Aber auch bei Bülow ſind wir nicht unſers Dichters ſicher. Eduard Bülow (Hans v. Bülows Vater), einſt als Dichter und Schriftſteller wohlbekannt, aus Norddeutſchland 1849 nach der Schweiz übergeſiedelt, wo er den Adel ablegte und bis an ſein Ende lebte,

hatte zufällig Braekers Schriften kennen gelernt, „als ſie ſchon wieder von der Welt vergeſſen waren“ (1838), und gewann ſie „innerlichſt lieb“. Er erfuhr ſpäter, da er nachforſchte, daß die Handſchriften noch großenteils vorhanden ſeien in St. Gallen und im Tockenburg. Man überließ ihm alle „zu freier litterariſcher Benutzung“; darunter auch die Tagebücher bis zu Braekers Tode 1792, die Füßli noch nicht gekannt hatte, und das „Etwas über Shakeſpeare“. Das Manuſkript der Lebensgeſchichte war nicht mehr zu finden. Bülow druckte dieſe und einiges aus verſchwundenen Tagebüchern (von 1775 bis 1778) dem Füßli nach, fügte andres aus den ſpäteren Tagebüchern und „Etwas über Shakeſpeare“ hinzu; ſo erſchien „Der arme Mann im Tockenburg“ 1853 bei Wigand in Leipzig. Es war und bleibt ein dankbares Liebeswerk. Aber Bülow, der wohl fürchten mochte, er könne leicht des Guten zu viel tun, hat nicht nur vieles von dem, was Füßli uns aus den älteren Tagebüchern gegeben hatte, wieder weggelaſſen, obwohl es eigen, reizvoll und lebendig iſt; in ſeinem entſchiedenen Bemühen, den Fehler zu vermeiden, den er Füßli vorwirft, daß er „ſo vieles wahrhaft Schöne, Naive, Poetiſche der Handſchrift von ihrer ungehörigen und proſaiſchen Wortfülle gleichſam habe erſticken laſſen“, hat er auch, wie man vergleichend beobachten kann, viel und ſtark gekürzt, zuweilen mit Geſchmack und Glück, zuweilen ohne Not und Recht. Auch hineinzufeilen — leidlich zart, doch mit durchaus perſönlicher

Willkür — versagte er sich nicht. Auch ihm war der „arme Mann" noch ein Schützling, ein Begönnerter; wenn er auch den redlichen Wunsch und Willen hatte, seinem Name Ehre zu schaffen und ihm selbst neues Leben.

So müßte man denn sagen: was ist Ulrich Braeker? Wo haben wir ihn? Wo sind wir sicher, daß er selber spricht, ganz sich selber spricht? Wenn er nicht doch so sehr er selbst, so stark in seiner Eigenart, so reich an frischesten und persönlichsten Wendungen des Gefühls, des Gedankens wäre, daß man in unzähligen Fällen — vor allem in der Lebensgeschichte, doch auch anderswo — und zumal in den wichtigsten Fällen, da, wo es am schönsten wird, ruhig glauben kann: das hat Ulrich Braeker geschrieben! Denn so konnten es die andern nicht. So hat nur der „arme Mann" gedacht, so hat nur er sein Denken geformt. Ein Fall hilft dem andern. Immer bleiben freilich Fälle genug, wo wir uns bescheiden müssen, nicht zu wissen, wessen Wort wir lesen.

Vielleicht ist auch da noch Hilfe möglich. Vielleicht leben die Handschriften noch, wenigstens die, die Bülow kannte. Für einen Schweizer von Bildung und Beruf wär' es eine schöne Aufgabe, den alten Spuren nochmals nachzugehen und, wenn vieles oder einiges sich noch finden ließe, Bülows Arbeit noch einmal zu tun, mit der gleichen Liebe und mit mehr Schonung und Treue, unsrer heutigen Art gemäß.

Oder wenn ein Besitzer, ein Finder etwa Neigung

hätte, mir ſeinen Schatz zu liebevoller Behandlung anzuvertrauen — ich wäre mit Freuden bereit, jede Mühe auf mich zu nehmen, die unſern Braeker-Schatz noch bereichern oder läutern könnte.

Wäre aber dies alles nichts als ein Traum, wären die Handſchriften alle vom Erdboden verſchwunden — nun, dann gäb' es doch noch eine Liebestat für ihn und uns, die nicht ungetan bleiben ſollte. Wer immer es unternähme, den „armen Mann im Tockenburg" neu herauszugeben — ob nun Reclam oder ein andrer — der müßte aus Bülows Buch das „Etwas über Shakeſpeare" hinzunehmen; denn wenn Braeker auch „kein Kritiker war, wie der Reclamſche Bevorworter ſagt, ſeine Shakeſpeare-Schrift iſt ſo einzig wie ſeine Lebensgeſchichte, eine Urkunde von deutſcher Art, die uns Ehre und jedem unverbildet kräftig fühlenden gewiß Freude macht. Er müßte ferner Bülow aus dem alten Füßli ergänzen, denn Bülow hat ſich viel zu viel verſagt. Er müßte, meines Erachtens, das anmutige „Geſpräch mit ſeinem Büchelchen" aus dem Tagebuch von 1777, das Geſpräch zwiſchen Peter und Paul aus dem „Anhang" zur Lebensgeſchichte herübernehmen; aber wie viel auch noch aus den andern Tagebüchern, den älteren und den ſpäteren! Leſe man hier doch zum Beſchluß, als Beiſpiel, noch folgende, von Bülow verſchwiegene, Wehmut und Wohllaut atmende Betrachtung vom 23. März 1780:

„Einſt, als noch kein Bart auf meinem Kinn

ſich zeigte, als noch das Denken in mir unmündig war, jedes Schneckenhäuschen mich ein Wunder der Welt zu ſein deuchte, und ich auf jenem grünen Hügelchen, wie ich wähnte, das ganze Erdenrund mit allen ſeinen Herrlichkeiten überſah — o, wie freut' ich mich, in dieſer ſchönen Schöpfung zu leben; wie hört' ich da von jedem Kirchturm mir lauter Luſt und Wonne mit allen Glocken läuten! — Aber als ich jetzt Mann wurde, geſcheiter hätte ſein — ſollen und nur ein älterer Tor war; als ein Heer von widerſprechenden Leidenſchaften auf mich anzurennen kam und ſich um meinen Beſitz balgten — wie ſich da das arme Inſekt, Menſch genannt, krümmte; bald in Schlamm, bald in Labyrinthe ſich hineinwand; bald auf grünen Auen unter Blumen ſilberne Tautropfen leckte, dann wieder im Gebüſch hangen blieb und in Dornen ſich wund zappelte — Gott! welche ganz andre Welt, als ſich der Knabe in ſeiner Einfalt und in ſeiner Unſchuld träumte. Da ſchwinden die Silberbäche und die Luſtgärten und ihre goldenen Früchte, ein Stück nach dem andern uns aus dem Geſicht; dafür ſteigen arge Geiſter wie Pilze aus dem Boden hervor und ſtehen auf der Straße und überall im Weg, gleich Bileams Eſel."

Und als Gegenſtück noch dieſen freudigen Naturlobgeſang (vom 11. März 1779):

„Mögen's immer Wiederholungen ſein — ich kann es nicht laſſen: der Himmel freut mich, die Erde freut mich; jeder neue Tag rührt mich mit neuem

Entzücken ... Wenn alle Morgen ein neuer Tag hinter den Bergen ſo freundlich heraufſchleicht, und die erſten Frühlingspflanzen zu Berg und Tal hervorgucken und paſſen, ob nicht der Wind aus Weſten wehn und einen Frühregen erzeugen will: wenn's dann immer heller und heller wird, das Morgenrot an der emporflammenden Sonne zerſchmilzt, dieſe von Stunde zu Stunde höher ſteigt und die Hügel ihre meiſt noch kahlen Stirnen ſo herhalten müſſen; wenn ſie jetzt am hohen Mittag ſtrahlt und vor ihrem überirdiſchen Glanz alle Herrlichkeit der Könige verſchwindet; dann ſich allmählich nach den Antillen hinüberwälzt, und ihr abendliches Scheiden nur milder, aber gleich majeſtätiſch wie ihr Anfang iſt; wenn ſich jetzt die Schatten überall verlängern, und endlich die holde Abenddämmerung mich auf einem paradieſiſchen Hügel überraſcht, von wo mein freudetrunkener Geiſt ſich noch unendlich höher emporſchwingt und in der ſtillen Sphäre umherirrt, tauſend glänzende Welten durchſchaut und tauſend ungeſehene Dinge ahnet, o wie wohl iſt's mir da! — Wehe mich immer an, kalter Nord! Du biſt gleichwohl auch ſchön, reiner Odem des Höchſten! und bald wirſt du ſanfter tun, wenn der Engel gegen Abend durch deine Schneide bläſt. — Noch einmal, o ihr tauſendſchönen Tage, ihr wonnevollen Nächte! — Nein, mein Geiſt! Du wirſt nie in die Gruft hinunterſteigen; du wirſt immer ſolche Tage küſſen, der herrlichen Sonne nachflattern und über ihr eine noch herrlichere erblicken. Alle jene

Welten wirſt du durchwandern, ihre Bewohner werden dich entzücken, und ihr nie geſehener, nie beſchriebener König, der auch dich ſchuf, wird dir neue Freuden in Fülle ſchaffen! — Aber ich habe mich diesſeits noch nicht genug ergötzt an deinen majeſtätiſchen Werken, göttlicher Meiſter! Und ach! verzeih meinem irdiſchen Mund ſeinen niedrigen Ausdruck; vergönne dies blöde Lallen deinem dankbaren Kind, und gib dieſe ſchuldloſe Wolluſt noch manchen von deinen Geſchöpfen zu genießen, die mitten auf deiner ſchönen Welt in der Finſternis tappen und immer nur Elend über Elend haſchen."

Mit dieſen Jubeltönen aus des „armen Mannes" Bruſt möchte ich dich entlaſſen, du verwunderter Leſer von heute.

O leb ihm nur nach! und fahr wohl!

Date Due

The Ohio State University
3 2435 029355310
BEITRAGE ZUR LITERATURGESCHICHTE
PT35B44
001
V18

THE OHIO STATE UNIVERSITY BOOK DEPOSITORY
D AISLE SECT SHLF SIDE POS ITEM C
8 02 13 04 8 16 009 9